

Werner Hausmann (geb. 7.11.1934)



Werner Hausmann

Ja, ich bin ein *Schofiser*. In *Länzberg* war dieser Ausdruck eine Beschimpfung. Das heisst, du bist einer von hinter dem Stauffberg, also eigentlich ein *Tubel*. Interessanterweise – ich ging ja in Lenzburg in die Bezirksschule – hat man mich dort nie so tituliert. Geboren wurde ich in Schafisheim am 7. November 1934 im ersten Stock der Bäckerei Roth an der Lenzburgerstrasse. Später, 1938, baute mein Vater während der Krisenzeit ein neues schönes Haus am Stauffbergweg. 1938 kam

meine Schwester Annegretli hinzu, die schon sehr früh an Krebs starb. Im August '39 bekam ich meine zweite Schwester Susi.

Dann kam für uns die *strübste* Zeit: der Zweite Weltkrieg begann. Ich erinnere mich an den 1. September. Meine Grossmutter aus Staufen und meine Mutter saßen in der Stube und weinten. Ich sah den Nachbarn Fritz Baumann, *de Speuzer Fritz*, in der Uniform mit dem Tornister auf dem Velo einrücken. Am folgenden Tag musste auch mein Vater für die Mobilmachung einrücken und zwar nach Schönenwerd in die Verpflegungs-kompagnie 5. Dafür mussten wir in unserem Haus zwei Zimmer abgeben. Diese wurden requiriert von der Armee für zwei Offiziere. Der Kompagniekommandant Hauptman Dr. Probst, Arzt aus Zürich und der Vieharzt Dr. Stürchler aus Utzenstorf wurden in unsere Kinderzimmer einquartiert. Meine Schwester Susi wurde im Stubenwagen ins Elternschlafzimmer transportiert und ich musste zur Grossmutter nach Staufen. Dies dauerte mehrere Monate. Unser Auto mit der Nummer AG 489 wäre zwar in der Garage betriebsbereit gewesen -wir mussten die Nummer nicht abgeben-, denn mein Vater brauchte dieses als Vertreter der Seifenfabrik Lenzburg für Kundenbesuche. Deshalb lautete unser Dorfname in Schafisheim *Seife-Husmes*.

Der Vater hatte alle zwei drei Wochen Urlaub für ein Wochenende. Seine Verpflegungs-kompagnie war zuständig für die Verpflegung der Division 5 unter dem Kommando von Divisionär Eugen Bircher, Chirurg am Kantonsspital Aarau. Zum Glück wurde dann die Verpflegungskompagnie nach Lenzburg in unsere Nähe versetzt. Vater war zuständig für das ganze Magazin. Alle Fressalien wurden dort verwaltet und in die Division verteilt. Ein Metzgerzug schlachtete in der *Wursti*, der Hero. Den Soldaten war es in Lenzburg sehr wohl und sie konnten dort bleiben bis General Guisan das Reduitkonzept durchsetzte. Dann wurden sie nach Luzern verlegt. In der Zeit in Lenzburg kam Vater jedenfalls jede Nacht heimlich heim nach Schafisheim und schlief im eigenen Bett.

Was mir speziell in Erinnerung blieb, ist der 8. Mai 1945, der Tag der Kapitulation

Deutschlands. Das war der Friedenstag. Ich war in der 4. Klasse. Damals sammelte die Organisation ‚Schweizer Spende‘ Geld für die Kriegsoffer. Bei Lehrer Lindenmann bastelten wir rote Sammelbüchsen. Ich musste in die Schürz, um in diesem Gebiet zu sammeln. Dort besuchte ich das Baugeschäft Amsler. Amsler Vik sagte mir, dass heute ein Freudentag sei und gab mir eine Fünffrankenote in die Büchse. Das war die grösste Einzelspende, die ich erhalten habe.

1942 war mein erster Schultag, zusammen mit meinem Kollegen Hansi Wildi standen wir bei Fräulein Fischer der Grösse nach ein und sangen das Lied *Roti Rösli im Garte* singen, sagten die Namen auf und mussten dann wieder nach Hause. Der zweite Tag verlief ähnlich. Erst am dritten Tag gingen wir mit dem Schulsack in die Schule und durften in die Bänke hocken. Frl. Fischer wurde dann pensioniert und wir kamen zu Frl. Berner. Sie hat nicht lange unterrichtet, weil sie heiratete. In der dritten und vierten Klasse war ich bei Lehrer Lindenmann. Er galt als sehr streng und hat die schlechten Schüler gemobbt. Ich hockte in der 3. Klasse neben Ilse König und in der 4. Klasse sass ich ganz zu hinterst neben Alfred Hausmann, man nannte ihn mit Dorfnamen *Chatzebüsi*. Seine Familie hatte einen Landwirtschaftsbetrieb in der Schürz und sie waren Wiedertäufer. Auch er wurde vom Lehrer gemobbt. Er hat später Karriere gemacht und besass in Amerika eine riesengrosse Farm samt Flugzeug. Nach Jahrzehnten besuchte er mich und sagte mir, dass ich ihm jeweils in der Schule die richtigen Antworten geflüstert habe. Item. Die 5. Klasse war beim gemütlichen alten Lehrer Fischer. Mit ihm kam ich gut *zgang*. Später hat mir einmal ein ehemaliger Schulkollege am Stammtisch gesagt: Der *Husme* war im Schulzimmer der erste und in der Turnhalle immer der letzte. Er hatte natürlich recht. Ich hatte nie eine sportliche Konstitution und bin bis heute ein Sportmuffel.

Ich machte dann die Aufnahmeprüfung für die Bezirksschule in Lenzburg. Ich war ein relativ guter Schüler, jedoch ein miserabler Kadett. Das *kadettele* war nie meine Welt und als in der vierten Bezklasse das Kader gewählt wurde, war ich zweitletzter Zugführer-Stellvertreter. Das heisst, nur einer war noch schwächer und tat noch dümmer als ich. Item, auch die Bez brachte ich hinter mir und machte die Aufnahmeprüfung in die Oberrealschule der Kantonsschule, das war die naturwissenschaftlich-mathematische Abteilung. Einmal wurde ich gar ins Provisorium versetzt. Ich war nämlich Mitglied der Humanitas Aarau, das war eine abstinente Studentenverbindung an der Kanti und unser Käppi war gelb, unsere Farben war gold-weiss-schwarz. Unser Stammlokal war das alkoholfreie Restaurant Helvetia in Aarau. Item. Zu der Zeit organisierte ich die Delegiertenversammlung aller abstinente Studentenverbindung der Schweiz. Da hatte ich natürlich keine Zeit fürs Lernen und für die Schule. Item. Im nächsten Quartal habe ich das dann spielend wieder aufgeholt. Bei den Maturaprüfungen hatte ich relativ gute Noten, sogar eine Sechs im Zeichnen. Das Zeichnungstalent habe ich geerbt vom Grossvater mütterlicherseits. Bei der Matur habe ich noch nicht gewusst, was ich studieren will. Deshalb ging ich zum Berufsberater, der meine Fähigkeiten testete und

diese auf einem Kreis aufzeichnete. Er sagte mir, dass ich eigentlich alles studieren könne, ausser in Mathematik hätte ich eine kleine Delle.

Darauf entschloss ich mich, an der ETH Chemie-Ingenieur zu studieren. Schon vier Wochen nach der Matur trat ich in Zürich an, ich hatte ein Zimmer im Theologenhaus. Der Hausvater war Prof. Schweizer, der an der Uni Theologieprofessor war und über das Neue Testament las. Dort war ich zwei Semester untergebraucht und ging jeden Tag ins Chemielabor an der ETH. Als Chemiker musste man vor allem im Labor schaffen, es gab wenig Vorlesungen, man musste die Praktika absolvieren. Angefangen mit Analytik, dann Technik und organische Chemie. Ich war fleissig im Labor und brachte die Praktika in der minimalen Zeit von acht Semestern durch. Ich hatte nicht zwei linke Hände und hatte Spass an Versuchen -ich bin auch ein Bastler- und entdeckte, dass mir Apparatetechnik liegt. Nach dem Diplom meldete ich mich bei Prof. Gujer (anorganische Technologie) und fragte ihn an fürs Doktorieren. Es hiess damals, wenn du bei Gujer ins Büro gehst, kommst du als Doktorand raus. Tatsächlich war es so. Ich arbeitete dann im Keller im sogenannten Klimaraum. Dieser war klimatisiert und hatte eine konstante Temperatur, damit die Gase sich nicht ausdehnten oder zusammenzogen. Dort befasste ich mich mit Strukturmessungen an porösen Materialien, beispielsweise an Silicagel. Das ist ein Adsorbtionsmittel, das das gleiche Gewicht wie es selber hat, an Feuchtigkeit wieder aufnehmen kann. Damit machten wir Experimente und Messungen. Mein Thema war Chemisorbtion, d.h. chemische Adsorbtion in porösen Mitteln. Dafür hatte ich eine Thermowaage umgebaut, unten dran mit einem Gehänge im Ofen, der bis zu 300 Grad geheizt werden konnte. Eines Abends ging mir bei einem Experiment mit Alkohol der Stickstoff aus. Die Flasche war leer und ich wollte den Versuch nicht abbrechen. Deshalb habe ich umgestöpselt auf Druckluft. Plötzlich sehe ich auf der Waage, dass das Gewicht abnimmt. Es hat desorbiert und dann wieder adsorbiert. Es gab eine richtige Sägezahnkurve. Beim Nacht fragte ich die Kollegen: Ist Silikagel ein Oxidationskatalysator für Alkohol? Sie antworteten: Das weisst du doch, da nimmt man doch Metallschwämme! Das geht doch nicht! Ich habe meine Beobachtung überprüft, es klappte und tatsächlich mit dieser Entdeckung stand meine Dissertation. Ich fand heraus, dass auch Silicagel, das kein Metall ist, unter bestimmten Bedingungen als Oxidationskatalysator wirken kann.

Nach der Doktorprüfung blieb ich noch anderthalb Jahre an der ETH und forschte weiter. Dann zog es mich hinaus in die Industrie und ich erhielt ein Angebot vom Forschungslabor der Holderbank, der *Zementi*. In Holderbank blieb ich vier Jahre und baute dort das technische Apparatelabor auf. Dann hat man mir zusätzlich noch die Analytikgruppe mit 10 Mitarbeitern als Leiter übergeben. Nach vier Jahren hat mir die Stimmung nicht mehr gepasst und ich ging 1966 in die Seifenfabrik Lenzburg, wo auch mein Vater arbeitete.

Ich arbeitete als Nachfolger der Geschäftsleitung. Mein Vater lebte für Seife. Toiletten- und Kernseife werden aus tierischem und pflanzlichem Öl und Fett hergestellt. Diese werden mit Natronlauge verkocht. Öl und Fett spalten sich auf in Glycerin und Fettsäure.

Das Natriumsalz der Fettsäuren ist dann Seife. Dies produzierte man in Lenzburg althergebracht in grossen Siedekesseln. Der Siedekessel hatte einen Inhalt von 25m³ für 7 Tonnen Seife. Unten im Kessel war Wasser, man gab Öl und Fett mit Natronlauge drauf und hat die Sache vom Montag bis Freitag gekocht. Die Verseifung ist ein langsamer organisch-chemischer Vorgang. Am Freitagnachmittag hat der Seifensieder den *Sud* abgerichtet und geschliffen, d.h. der Alkali- und Wassergehalt wurden eingestellt. Am Schluss gab man Kochsalz hinzu und die Seife wurde vom Wasser verdrängt. Am Montagmorgen hat man die Masse auf dem Band getrocknet und hat daraus Späne für Toilettenseife gemacht. Ich habe in der Seifi einige technische Verbesserungen und Rationalisierungen eingeführt. Diese Zeit zusammen mit meinem Vater war die erfolgreichste Periode überhaupt. Der Vater machte das Büro und den Verkauf, ich war technischer Leiter. Der Ausstoss in Kilo hat sich zwar halbiert, weil die schweren Produkte wie Kristallsoda sowie Kern- und Schmierseife stark abnahmen. Aber wir haben den Umsatz gleichzeitig verdoppelt und der Reingewinn hat sich verzehnfacht, weil wir teurere Toilettenseife produzierten. Wir hatten eine blühende Bude damals. 1970 starb der ehemalige Direktor und Hauptaktionär Siegfried Hirzel an einem Schlaganfall. Das war ein grosser Schlag für meinen Vater und mich. Der Herr Hirzel war ein feiner Mensch, kunstbeflissen, belesen und ein guter Cellist. Item. Die Erben wollten Geld und haben die *Seifi* dem Meistbietenden verkauft. Der Käufer war der Bauunternehmer Doninelli. Er kaufte die Seifenfabrik für anderthalb Millionen Franken und hat sich jeweils ins Tagesgeschäft eingemischt. Der Vater hielt durch bis 1975 als er in Pension ging. Ich übernahm auch seine Stelle; der neue Eigentümer hat jedoch ständig reingeredet. 1976 hat Doninelli mir den Lohn gekürzt. Daraufhin habe ich gekündigt und ging zur schärfsten Konkurrenz, zur Permatin in Stein am Rhein. Ich war 10 Jahre in der Seifi Lenzburg. Ich wusste, dass die Permatin eine Schrottbude war, aber ich hatte keine andere Wahl damals. Vorher machte ich einen Abschiedsbesuch beim besten Kunden der Seifi bei der Juvena in Volketswil. Ich bedanke mich da beim Chefeinkäufer Gisler für die grossen Aufträge. Dieser übergab fortan die neuen Aufträge direkt mir für die neue Firma. Das war natürlich ein furchtbarer Schlag für Lenzburg.

Ich hielt es jedoch nur drei Monate in Stein am Rhein aus. Die Einrichtungen dieser Bude waren verlottert und kaputt und das Personal schlecht ausgebildet. Als erstes bekam ich eine ganze Beige von Kundenreklamationen. Das war mir völlig unbekannt, denn in der Seifi Lenzburg hatten wir nie Reklamationen. Unsere Devise lautete stets: Mehr als pünktlich liefern und zudem mehr und besser als versprochen. Das war das Erfolgsrezept. Wir konnten damals Juvena, Weleda, Biocosma, Bergmann und als Grosskunde die EPA mit allen Filialen laufend beliefern. Dies alles traf ich nicht an in Stein am Rhein und war deshalb Knall auf Fall wieder weg und stand im Alter von 42 arbeitslos da.

Ich sah dann ein Inserat des Eidg. Reaktorforschungsinstitut in Würenlingen. Ich meldete mich, obwohl sie eigentlich einen Technikumschemiker suchten für das Hotlabor. Beim Vorstellungsgespräch wurde ich in das Plutoniumlabor geführt. Das Schaffen mit

Plutonium benötigte ganz spezielle Technik. Zurück zu Hause dachte ich mir, wenn ich diese Stelle erhalte, ist es ein grosses Glück. 14 Tage später erhielt ich einen Telefonanruf mit der Zusage. Ich sagte noch, dass ich zwar Akademiker sei, jedoch mit dem Salär eines Technikumsabsolventen zufrieden sei. Mir wurde entgegnet, dass dies beim Bund nicht gehe, ich bekäme das Akademikersalär. Es waren zwar 1000 Franken weniger als in der Industrie, aber ich war damit zufrieden. Im Institut wollte man Kernbrennstoff entwickeln, Formeln und System waren zwar vorhanden, jedoch nicht die Technik. Die Anlagen und Apparate waren nicht geeignet dafür. Deshalb begann ich mit der Entwicklung von geeigneten Apparaten. Unter anderem war eine Apparatur für eine 6-fach Strahldüse vorhanden, die jedoch ständig verstopften. Ich schlug in einem Bericht vor, oben fürs Putzen ein Stäbchen, wie es bei den damaligen Tusch-Schreibzeugen üblich war, einzubauen. Dann kam der Konstrukteur der Düse auf mich los und verbat sich jegliche Einmischung. Ich sah, woran es haperte und erinnerte mich an eine Technik aus der *Zementi*: an Drehrohröfen. Ich entwickelte einen solchen Ofen und dieser funktionierte bestens für die Produktion von Kernbrennstoff aus Uran-Plutonium-Karbid.

Nach anderthalb Jahren sagte mir der Abteilungsleiter, dass ich die Führung der Gruppe übernehmen müsse. Ich wollte dies nicht, mir gefiel die Arbeit im Labor. Ich musste dann die Gruppe trotzdem übernehmen, weil der bisherige Gruppenleiter schon versetzt worden war. Mir wurde gesagt, dass ich Karriere machen werde. So bin ich das *Leiterli* hochgefallen. Nach sechs Jahren war ich Abteilungsleiter, aber ich fühlte mich dabei nicht wohl. Es waren 67 Mitarbeiter, die hinter meterdicken Mauern im Hotlabor mit hochradioaktivem Material arbeiteten. Mir waren 12 Akademiker unterstellt, Laboranten und andere Mitarbeiter. Da sah ich ein Inserat der Hauptabteilung für die Sicherheit der Kernanlagen (HSK); die Aufsichtsbehörde der Atomindustrie, suchte jemand für Personal und Organisation. Ich bekam die Stelle. Viel Verantwortung ist dadurch von mir abgefallen, bei der HSK hatte ich noch einen halben Mitarbeiter. Ich war nun zuständig für die Kontrolle der Ausbildung in den Kernkraftwerken und unterschrieb die Lizenzen der Mitarbeiter im Kommandoraum eines AKW vom Direktor bis zum Schichtpersonal. Nach 9 Jahren kam vom Bundesamt für Energiewirtschaft der Befehl, wir müssten uns reorganisieren und einen Direktionsstab schaffen. Man machte mich zum Chef des Direktionsstabs. Ich zügelte vom Erdgeschoss in den vierten Stock in ein schönes Büro direkt neben Direktor. Aber eigentlich langweilte ich mich, es hat ja alles gut funktioniert, denn wir hatten tüchtige Sekretärinnen. EDV kam auf und ich machte als Hobby ein paar *Progrämmli* auf Access-Datenbanken. Ich war 61, der Direktor ging in Pension und sein Nachfolger, der bisherige Strahlenschutzchef, hatte gar nicht meine Wellenlänge. Was sollte ich da noch und ging deshalb in Frühpension.

Was nun mit 61 tun? Mein alter Freund Kurt Mettler aus der Seifenindustrie in Hornussen sagte mir schon lange, ich solle doch beim Bund aufhören und in seine Firma kommen. Ich war nun an zwei bis drei Tagen im Betrieb in Hornussen und arbeitete mit und rationalisierte und schrieb auch Datenbanken. Unverhofft hatte Kurt Mettler einen

Herzinfarkt -wie ich auch schon- und er erwachte nicht mehr aus der Operation. Der junge Mettler war bereits Mitarbeiter und erbte den Betrieb. Er konnte jedoch keinen Betrieb führen und engagierte einen richtiggehenden Mobber, dem man in der Basler Chemie gekündigt hatte. Die beiden haben in der Folge die Firma ruiniert. Eines Tages war mein Computer gesperrt. Ein Jahr später war die Firma bankrott. Eigentlich war dieser Betrieb ein Bijou. Sie haben containerweise Glycerin, neutrale Seife, produziert für einen internationalen Konzern. Dieser ist jedoch bei den sich abzeichnenden Führungsproblemen sofort abgesprungen.

Ich hatte noch ein anderes Eisen im Feuer, die Hydrior in Wettingen. Ein kleiner chemischer Betrieb, der heute noch existiert und Tenside produziert hat. Das sind Rohstoffe für chemische Reinigungsmittel. Ich kannte die Firma, weil sie uns in der Seifi Lenzburg die Rohmaterialien für die Seifenstifte für die Armee-Gasmasken lieferten. Wir haben die Masse verarbeitet, die Seifenstifte wurden darauf in Heimarbeit millionenfach gewickelt. Das war ein gutes Geschäft, die Armee hat recht gut bezahlt. Item. Ich kannte den Sohn des Gründers, Heiner Weidmann. Mit ihm war ich befreundet. An einem Treffen beklagte sich Martha Weidmann, die Frau von Heiner, dass sie 30'000 Franken für ein Programm für die Verarbeitung von Bestellungen auf dem PC zahlen sollte. Ich sagte ihr: Martha, das mache ich dir für 3 Tausend! Zwei Tage später war ich im Betrieb in Wettingen und machte ihnen ein Access-Programm für die Bestellungen. Die Tochter führte damals das Büro und sagte, das Programm laufe tiptop. Aber jetzt müsse sie noch Rechnungen drucken können und Bestellungslisten für den Einkauf und und und. Noch heute laufen in der Firma meine Programme. Im Alter von 80, also vor mehr als zehn Jahren, zog ich mich aus dem Betrieb zurück. Ich bin bis heute befreundet mit der Familie Weidmann.

Erst nach dem Berufsleben wurde mir bewusst, ich wollte eigentlich gar nie Chef sein. Ich bin lieber *Primus inter Pares*, also Erster unter Gleichen. Ich arbeitete lieber in einem Team als *Zugrössli*. Deshalb bin ich auch vom Hotlabor weg, dort fühlte ich mich nicht wohl. Ich *chnüble* und bastle, baue und entwickle lieber im Labor, als oben den grossen Chef zu spielen. Interessanterweise im Verband Reisender Kaufleute -wo ich als Chemiker gleichwohl Mitglied gewesen bin und mein Vater schon dabei gewesen ist, war ich plötzlich Präsident der Sektion Lenzburg. Ich erinnere mich an die erste Generalversammlung in der Krone Lenzburg. Ich dachte, der Präsident vorne, das sei ein *Siebesiech*, der kann das und weiss, wie es geht. Ein paar Jahre später stand ich vorne. Ich hatte nie Lampenfieber, weil ich mich da wohl fühlte und spürte, dass die Verbandsmitglieder meine Wellenlänge hatten.

Als Kantischüler hat mich der gemischte Arbeiterchor Schafisheim engagiert als Pianist an Unterhaltungsabenden. Ich habe den Chor begleitet auf dem alten und einzigen Klavier in Schafisheim, das der Gemeinde gehörte. Dieses musste ich zuerst immer stimmen, deshalb habe ich einen *Engländer* mitgenommen, um die Saiten nach-zuziehen. Item. Vorne im Chor sang im Sopran ein *Meitli* mit, Vreni Siegrist. Nach dem Konzert tanzten wir den ganzen Abend zusammen. An Feierabend begleitete ich sie nach

Hause bis vor die Haustüre und verabschiedete mich. So ging das ein paar Jahre bis es zündete und wir uns im 1958 verliebt haben. Damals studierte ich noch, dann doktorierte ich. Im 1962 starb meine langjährige Schlummermutter 92-jährig in Zürich. Wir fragten die Hausbesitzerin an, ob wir diese Wohnung übernehmen könnten. Wir erhielten die Wohnung und mussten deshalb heiraten. Am 6. Mai 1961 hatten wir Hochzeitstag. Ich hatte gehofft, dass ich die Doktorarbeit bis dahin abschliessen könne. Das dauerte jedoch noch bis November. Item. Wir wohnten in Zürich und suchten den Kontakt zu den Nachbarn. Die Hauseigentümerin sah dies jedoch nicht gern, sie war eine gar alte *kurlige Trucke*. Zuerst arbeitete ich noch eine Zeitlang an der ETH, dann erhielt ich eine Stellenofferte von der technischen Stelle des Zementwerks Holderbank.

Vreni war hochschwanger und wir zogen in eine der ersten Mietwohnung nach *Välte*. 14 Tage nach dem Zügeln kam die erste Tochter Barbara zur Welt. Nach zwei Jahren zogen wir aus in ein Doppeleinfamilienhäuschen. Die Zementfabrik hat diese gebaut für die Arbeiter. Weil diese die Nase rümpften, konnten Angestellte der Zementi einziehen. Nach zwei Jahren zog es mich von der Holderbank weg in die Seifi. In Lenzburg wohnten wir in der Marktmatten. Nach vier Jahren konnten wir das Haus in Staufen kaufen, wo wir nun seit 56 Jahren wohnen. Dier zweite Tochter Yvonne kann in Veltheim zur Welt und der Sohn Martin in Lenzburg. Mit drei Kindern zogen wir nach Staufen und hatten es da gut. Sie sind da aufgewachsen und in die Schule gegangen. Interessanterweise sind alle Kinder in der Region geblieben.

Wir haben noch die klassische Rollenteilung in der Familie gelebt. Ich war zuständig, dass das Geld reinkam und Vreni war Hausfrau und hat die Kinder erzogen. Das war für sie mit drei Kindern ein *full-time-Job* oftmals bis spät in die Nacht. Sie hat sogar nebenher Heimarbeit für die Seifi gemacht und hat Seifenstifte für die Armeegasmasken gewickelt. Ihr Hobby war Singen. Sie sang über 25 Jahre im Chor des Musikvereins Lenzburg mit. Wir waren eine ruhige Familie, die harmonierte. Es klappte immer alles und wir mussten keinen Verlust eines Kindes beklagen.

Geschichte war seit klein auf für mich ein interessantes Gebiet. Mein Grossvater *Postkari* in Staufen weckte mein Interesse daran. In der Bez Lenzburg hatte ich Geschichte bei Edward Attenhofer, einem bekannten Lokalhistoriker, der das Museum aufbaute. Wir mussten im Geschichtsunterricht einen Stammbaum zeichnen. Da musste ich nachfragen bei den Eltern. Bis zu den Grosseltern konnte ich den Stammbaum noch zeichnen. Weiter zurück ging es nicht mehr. Das machte mich *gwundrig* und so kam ich in die Geschichtsthematik rein und habe dies als Hobby mein Leben lang betrieben. Mich nahm die Familiengeschichte wunder. Wo komme ich eigentlich her? Wie hiessen meine Vorfahren? Mit meinem Vater schauten wir dann die Bürgerregister auf der Gemeindekanzlei durch. Wir fanden meine Vorfahren problemlos zurück bis zum Jahr 1750. Dabei fiel mir auf und nahm mich doch sehr wunder, wie wohl der Schafisheimer Hans Hausmann zu seiner Ehefrau Marianna Eyen, Burgerin der Stadt Bern gekommen ist? Nach Jahrzehnten fand ich es heraus: Sie war das *Töchterli* des Staufbergpfarrers! Als

sie im siebten Monat schwanger war, mussten sie heiraten. Aber der eigene Vater und Pfarrer Johann Jakob Eyen hat sie nicht getraut. Sie mussten nach *Seen ue*, um sich zu trauen.

Über Jahrhunderte verwendete man in den Dörfern Dorfnamen. Und dies aus einem einfachen Grund, den ich an einem Beispiel erkläre. Wenn mein Vater zu Hause meiner Mutter einen Gruss von Ernst Baumann ausgerichtet hätte, hätte Mutter gefragt: Welcher? Der Dreher Ernst, der Bank Baumann oder der Rosettli? Alle drei hiessen Ernst Baumann und alle drei waren in der Familie bekannt. Deshalb benötigte man Dorfnamen. Wenn ich als Bub im Dorf nach meinem Namen gefragt wurde, dann sagte ich meinen Namen. Dann kam jedoch sofort die zweite Frage: *Wem ghörsch?* Ich sagte: *Ims Heiri-Jakob-Träugus* – Aha der *Seife Husme*, war die Reaktion. Damit war meine Herkunft klar. Dies waren jedoch nicht Spottnamen, sondern notwendig zur Identifikation als Dorfangehöriger. Mein Grossvater in Staufen sprach von sich selber immer als *Postkari*, das war sein Dorfname, denn Karl Furter gab es mehrere im Dorf. In Schafisheim gab es vor allem Wildi, Hausmann, Baumann und Berner. Deshalb musste man sagen, von welchem Wildi oder Hausmann man abstammte. Daraus entstanden die Dorfnamen. Mit der Bevölkerungsfluktuation nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der Anteil der Ortsbürger ab und deshalb verschwanden die Dorfnamen. Die Dorfnamen leiteten sich vom Beruf oder Amt, vom Hof oder von den Vorfahren ab. In Staufen gab es den *Postkari*, *Davi Sämis*, *Schmid Sämis*, *Sattler Karis*, *Stärne Noldis*. Es gab auch Rückwanderer. So gab es die *Luxemburgers* oder den *Pariser Wäber*.

Die Basisprägung erhielt ich vom Grossvater *Postkari*. Als pensionierter Zuchthausaufseher und Maler hatte er Zeit für mich. Obwohl Handwerker war er sehr gebildet und interessierte sich für Kunst, für Malerei und Geschichte. Er lehrte mich Lesen, Schreiben, Rechnen, Schachspielen und Jassen. Als ich in die Schule kam, konnte ich das alles schon.

Das prägendste Ereignis war die Zeit des Zweiten Weltkriegs, obwohl es uns ja eigentlich gut ging dabei, wir lebten einfach und hatten nie Hunger. Geprägt haben mich auch die Eltern, vor allem der Vater hatte wenig Zeit für uns Kinder. Er musste *chrampfen* und als Reisender Seife verkaufen. Er hat uns zwar gefordert, jedoch nie zu etwas gezwungen. Er meinte zu mir, dass es ihn freuen würde, wenn ich die Kantonsschule besuchen würde. So ging ich in die Kanti. Er zahle mir das Studium. Also habe ich Chemie studiert. Geprägt hat mich auch die Kanti. Ich suchte Anschluss, wollte jedoch zu keiner Studentenverbindung, die Bier soff. Der Kantonsschulturnverein kam nicht in Frage, weil ich ein Sportmuffel bin. Zu den *Argovern* wollte ich nicht, die haben zu viel Bier konsumiert und die Welt der *Industrer* mit dem Stammlokal im Aarauerhof war nicht meine. Deshalb sind mein Studienfreund Hansueli Wenger von *Dintike* und ich bei den Abstinenten, der Humanitas, gelandet. In der Studentenverbindung hatte man nicht nur Kollegen, sondern hatte vor allem einen *Comment*, man lernte dort Umgangsformen. Man lernte höflich und präzise miteinander umzugehen und vor allem lernte man, wie mit den Damen

umzugehen ist. Man läuft beispielsweise nicht hinter eine Dame die Treppe rauf, man hätte ja unter dem langen Kleid die *Schüeli* oder die *Füessli* sehen können. Oder auf dem Trottoir läuft der Herr immer auf der Strassenseite, um die Dame zu schützen. An den rituellen Handlungen an einem *Kommers* sofften die anderen Verbindungen Bier und wir Süssmost zusammen mit *20er-Stückli*.

Später im Studium an der ETH fand ich keinen Kontakt zu den Zürchern. Ich zog mit den Bernern herum und wir blieben unser Leben lang Freunde. Leider sind alle unterdessen gestorben.

Ich stamme aus dem Schreibmaschinenzeitalter. Die Dissertation schrieb ich auf der alten Schreibmaschine des Vaters. Kohlepapier ist mir ein Begriff. Ich habe die Entwicklung der Administration miterlebt. Vor allem die der Datenbanken, dies ist eine neuere Erfindung. In der Mühle, wo später im 19. Jahrhundert die Wisa Gloria drin war, verwendeten sie noch grosse Folianten, wo die Kunden und die Arbeiten hineingeschrieben wurden. Dann kam die doppelseitige Buchhaltung auf. Links das Soll oder was schulde ich, rechts das Haben oder was habe ich zu gut. Daraus hat sich die Ruf-Buchhaltung mit Hermesmaschinen und Karteien entwickelt. Ich arbeitete zuerst mit normalen Karteikarten, dann kamen die Randlochkarten und später die Sichtlochkarten. Nur Grossbetriebe hatten Hollerith-Maschinen mit Lochkarten und konnten damit die ganze Administration abwickeln. Die Hero hatte schon so eine Maschine.

An einem Studentenferienkurs 1960 bei der BASF (Badische Anilin- & Soda-Fabrik) in Ludwigshafen am Rhein sah ich eine solche Maschine. In zwei Büros arbeiteten je zehn Locherinnen. Eine Hälfte hat gelocht und die andere Hälfte hat alles nochmals kontrolliert. Dann konnte man die Karten durch die Maschinen jagen, die Rechnungen wurden so gemacht und ebenfalls die Buchhaltung. Das war in einem neuen Bürohaus, zuoberst ein Aufsatz für die bessern Herren. Unten wurde mit den *Kuli-Bagger* Lift gefahren, oben mit den separaten *Bonzenhebern*.

Der Beruf hat mich sehr geprägt. Ich habe mich den jeweiligen Berufsgebieten wie der Apparatechnik oder dem Seifensieden immer angepasst. Das gab mir eine sehr breite Erfahrung. Bei meinem letzten Posten bei der HSK in Würenlingen war das breite Wissen und Erfahrung ausschlaggebend, dass ich die Stelle erhielt und Personal und Organisation kontrollieren konnte.

Die Entwicklung beim Computer hätte ich nie erwartet, dass ich dies noch erlebe. Als Studenten las ich Zukunftsromane und dachte, so in 300 Jahren sei es dann soweit. Und heute haben wir das alles! Und ich benutze diesen. Der Computer hat die Karteien und die Schreibmaschine ersetzt. Früher benutze man Telex und Telegraphie auf der Post und der PC hat die Kommunikation gewaltig verändert.

Ich war hilfsdienstpflichtig bei den Übermittlungstruppen. Mein Kollege Hansueli Wenger und ich wollten nicht zur *Grasmarine* und wir haben einen Morsekurs besucht, damit wir zu den Übermittlern kamen. Ich wurde auch wegen meiner Herzproblemen

hilfsdienstpflchtig und war Fernschreiber. Ich codierte auf uralten Maschinen und schickte codierte Telegramme hin und her. Die ganze Entwicklung der Computertechnik erlaubt es mir, auch heute noch die Wissenschaft zu verstehen. Vor allem der Zugriff auf Daten fasziniert mich am meisten.

Ich bin mir bewusst, dass man den Menschen nicht ändern kann. Friede ist zwar ein gängiges Schlagwort, da zitiere ich jedoch Schiller: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Das war immer schon so und wird sich nie ändern. Machtgier, Machstreben, Gewalt über andere ist ein Grundcharakterzug des Menschen. Machstreben geht mir komplett ab, ich war nie gern der Chef. Mein Wunsch ist es, dass es meiner Familie gut geht, so dass sich alle wohlfühlen. Wir hatten dieses Glück. Familiendifferenzen gab es bisher nicht. Wir hatten jedes Jahr ein Cousin- und Cousinentreffen. Wir waren bis 80 Leute im Zopfhuus. Das waren lustige und friedliche Sonntage in guter Atmosphäre. Ich glaube, das ist grosse Lebensqualität. (aufgezeichnet von Gallus Zahno, 20.08.2026)